

Ulrich Bahrke

Ostdeutsche Prägungen in der Gegenwart. Ein Erfahrungsbericht

Bei aller Verschiedenheit von Ostdeutschen kann als Folge der spezifischen Sozialisationsbedingungen in der DDR und deren Akzentuierung kindlicher und jugendlicher Entwicklungskonflikte bei dort Aufgewachsenen von einem ostdeutschen Anteil in der Identität gesprochen werden. Inwiefern die Auswirkungen und Bewältigungsmuster von den Alltag durchziehender diktatorischer Gewalt, materiellen Einschränkungen sowie dem Mangel an emotionalen und Diskursräumen, von ›Weltanschauung‹ und adoleszenten Spielräumen Aspekte dieses ostdeutschen Anteils prägten, wird durch Vignetten persönlicher Erfahrungen veranschaulicht und hypothetisch der Frage nachgegangen, welche Kontinuitätslinien dieses Anteils in die Gegenwart hineinragen.

Schlagwörter: Sozialisationsbedingungen DDR, Entwicklungskonflikte, Ostdeutschland

Die unsere Erfahrungen in Kindheit und Jugend prägen uns lebenslang, auch wenn wir deren Auswirkungen auf unser gegenwärtiges Wahrnehmen und Handeln durch eine reflektierte Verarbeitung relativieren können. Neben unseren primären und weiteren wichtigen Bezugspersonen sind dabei auch die Sozialisationsbedingungen, unter denen wir aufwuchsen, von weiterwirkendem Einfluss. Diese waren in den 50er und 60er Jahren in Ost- und Westdeutschland einerseits verschieden, andererseits teilweise analog. In den folgenden Jahrzehnten prolongierten sich im Osten der materielle Mangel der Nachkriegszeit, gleichfalls aber auch die Akzentuierungen üblicher Entwicklungskonflikte durch die diktatorischen Bedingungen in der DDR.

Ostdeutsch – ein bedeutender Teil meiner Identität

Als einer der knapp 17 Millionen Ostdeutschen, die 1990 zu den 40 Jahre anders geprägten 60 Millionen Westdeutschen dazukamen, frem-



delte ich wie alle Ostdeutsche mit der Fülle der damals zu wählenden Optionen – von Joghurtsorten über Krankenkassen bis zu den als Arzt zu verschreibenden Medikamenten. Vor allem aber fühlte ich mich dankbar befreit und dem neuen Staats- und Gemeinwesen rasch zugehöriger als ich es zur fremdbestimmend erlebten DDR je gewesen sein konnte. Gleichwohl besteht, auch wenn ich heute in der Schweiz lebe, eine untergründige Verbindung mit dem Ostdeutschen in mir fort. Denn wenngleich die Ostdeutschen sich natürlich schon immer deutlich voneinander unterschieden und durch ihre ungleichen Wege seit dem Untergang der DDR noch verschiedener geworden sind, teilen sie doch die bedeutsame Erfahrung ihrer frühen Prägungen und in Überschneidungen auch ihren erlernten Umgang damit, der ungleich lang ins Erwachsenenleben hineinragte. Ich beispielsweise habe erst 2025 Aussicht, genauso viel Zeit meines Lebens in einem freiheitlichen Rechtsstaat verbracht zu haben wie in der Diktatur.

Diese Zeit hat etwas geformt, was ich den ostdeutschen Anteil nenne – einen Überlappungsbereich in meiner Identität, den ich teile mit anderen in Ostdeutschland Aufgewachsenen und der mein ostdeutsches Zugehörigkeitsgefühl begründet - so wie ich andere schicksalsgebene Überlappungsbereiche habe, z. B. den mit männlichen Erstgeborenen.

Dass der ostdeutsche Teil nicht identisch mit den Menschen in den ostdeutschen Bundesländern ist, ergibt sich aus den innerdeutschen Wanderungsbewegungen: Bereits vor dem Mauerbau gingen über 3 Millionen Menschen aus der DDR in den Westen, in den 28 Mauerjahren noch einmal eine halbe Million durch Flucht, Freikauf und in den 80ern über einen Ausreiseantrag. Seit der Grenzöffnung verließ fast jede/r vierte Ostdeutsche seine/ihre Heimat: Zwischen 1991 und 2017 gab es rund sechs Millionen Umzüge zwischen Ost und West, 3.681.649 Menschen zogen von Ost nach West, 2.451.176 aus dem früheren Bundesgebiet nach Ostdeutschland (Bangel et al., 2019). Insofern lebt der ostdeutsche Anteil in unterschiedlicher Dichte überall in Deutschland und auch im Ausland.

Dieser ostdeutsche Teil war nie homogen und wird immer diverser, abhängig von vielen Variablen, z. B.:

- Welche Zeit der DDR hat der/die Betreffende in welchem Alter erlebt?
- Also welche Entwicklungskonflikte wurden wie geprägt? Wie alt war er/sie 1990?
- In welchem familiären und sonstigen Umfeld wuchs jemand auf?
- Welche Konflikte fanden in diesem Milieu welche Abwehr- und Bewältigungsformen?
- Wie erscheinen die DDR-Erfahrungen hinsichtlich des Problems der Nachträglichkeit: Wir alle arbeiten unsere Geschichte innerlich ständig um. Individuell und sozialpsychologisch geschieht das auch beeinflusst von den Ost-West-Konflikten der inzwischen drei Jahrzehnte danach bzw. von den kaum ausgetragenen alten Ost-Ost-Konflikten (Bahrke, 2010).

Wissenschaftsmethodisch ergibt sich aufgrund der Fülle an nicht zu kontrollierenden Variablen, dass objektive Aussagen zum ostdeutschen Anteil nur mit holzschnittartigen Reduktionen möglich sind. Als Psychoanalytiker ist mir der Erkenntnisweg vertraut, vom Einzelnen und von der besonderen Wertschätzung des Subjektiven auszugehen – doch wesen Erfahrungen bilden den Ausgangspunkt?

Geboren wurde ich 1955 in Magdeburg an der Elbe, in der ich als Kind mit meinen Eltern noch badete, draußen am ›Herrenkrug‹. Mein Vater hatte seine erblindende Mutter um die Ecke wohnen, eine gegenseitig enge, warme Beziehung – später hat er mir gesagt, dass der Gedanke an seine Mutter ihn die russische Gefangenschaft hat überleben lassen. Vor allem daran scheiterte wohl Ende der 50er Jahre der von meiner mutigeren Mutter angeregte Gedanke, mit uns drei kleinen Buben in den Westen aufzubrechen, wie es Millionen anderer gemacht hatten. So bin ich hinter der Mauer groß geworden: Nachdem ich sechs wurde, war die Falle zu und wir gehörten zur DDR, was mein Vater übersetzte mit ›Der Dusslige Rest‹.

Daraus entstandene Prägungen und Ost-West-Konflikte zu reflektieren hatte ich in den vergangenen Jahrzehnten mehrfach auch öffentlich Gelegenheit – oft in analoger Wechselseitigkeit gemeinsam mit dem

leider früh verstorbenen Harald Freyberger (2010) –, woraus sich der Gedanke entwickelte, mich vor der Folie der Entwicklungskonflikte von Kleinkindzeit bis Adoleszenz mit deren Modifizierung unter DDR-Bedingungen zu beschäftigen¹.

1. Materieller Mangel und psychische Folgen

Es mangelte nicht nur an Bananen. Vor kurzem zitierte eine westdeutsche Freundin aus einem meiner Briefe an sie vom März 1981. Darin erwähnte ich, dass ich gerade mit dem vergeblichen Einkauf einer Wäscheleine beschäftigt gewesen war – die war für das bald zu erwartende Windelnwaschen erforderlich. Jede/r Ostdeutsche erinnert das: Engpässe, Schlange stehen nach Brötchen, Milch, Obst, Anekdoten über Tauschhandel – nützlicher als die DDR-Mark war Tauschware, Fliesen, Zement, Ersatzteile z. B.: Ein Klempner im Eichsfeld hatte viele, viele Sanitärteile gesammelt und sich für sein Altenteil ausgemalt, wie er in der Umgebung aushelfen und dabei gut verdienen könne. 1990 waren seine Schätze nur noch Schrott – Brot war so billig, dass die Bauern es an ihr Hausschwein verfütterten. Aber jenseits von Grundnahrungsmitteln lebte ein Schwarzhandel fort, wie in Mangelgesellschaften üblich und ihn ganz Deutschland nach dem Krieg gekannt hatte.

Was hat das in mir hinterlassen? Knappheiten, zeitweilige materielle Notlagen verbinde ich heute, nachträglich, vor allem mit guten und heiteren Erinnerungen an Improvisation und Cleverness sowie Dankbarkeit für gegenseitige Unterstützungsbereitschaft und selbstverständliches Sich-Aushelfen. Bezogen auf die Studienzeit zudem mit freudvoller Geselligkeit, wo in unseren Buden die Weinballons glucksten und wir aus PrimaSprit Liköre mixten.

Mitte der 80er Jahre ging unserer jungen Familie die Waschmaschine kaputt. Das Ersatzteil war ein halbes Jahr lang nicht zu bekommen. Eine neue Waschmaschine hätte uns ein ärztliches Monatsgehalt gekostet, Waschsalo gab es in der DDR nicht. Und es war mit zwei kleinen Kindern wirklich viel zu waschen, Pampers gab es nicht im Osten. Ein

halbes Jahr wuschen wir bei Freund/innen, zu denen wir unsere Wäsche mit dem Trabi brachten und gewaschen wieder abholten.

Dies ist nur eine Episode ostdeutscher Nischensolidarität, auf die wir alle angewiesen waren und von denen jede/r Ostdeutsche berichten könnte: Wie man sich in den abgegrenzten Subgruppen, in denen man jeweils meinte, sich vertrauen zu können, selbstverständlich gern half und in der Mangelgesellschaft DDR unterstützte. Da immer etwas fehlte, war man angewiesen auf gegenseitige Hilfsbereitschaft. Dies erzeugte eine Nähe untereinander, die Westdeutschen oft als ostdeutsche Herzlichkeit imponierte oder aber auch als Distanzlosigkeit – oder die sie angenehm oder unangenehm erinnerte an selbst erlebte Nachkriegsphänomene, wie sie seit den 60ern im Westen verschwunden waren. Der Mangel hat in mir auch Dankbarkeit Westdeutschen gegenüber hinterlassen, die uns in den 80ern unterstützten, mit Büchern und Babycreme, fachlichen Sonderdrucken und Pampers für den Urlaub mit den kleinen Kindern.

Ärger über die verschwendete Lebenszeit, nach Notwendigem Ausschau halten, auf Ersatzteile warten, in Schlangen stehen zu müssen, mit Leuten, die man eigentlich nicht mochte, aber auf die man angewiesen war, einvernehmlich zu tun, ist dagegen weitgehend verdrängt. Wiedererweckbarer ist die Wut aus den 80ern, mit kleinen Kindern in einer gesamtgesellschaftlichen Verwahrlosung leben zu müssen, zwischen verfallenden Häusern, in verdreckten Straßen, vergifteter Luft, an der stinkenden, chemieverseuchten, schaumtragenden Saale. Und der Ekel, all diese Hässlichkeit ertragen und irgendwie ausblenden zu müssen.

An Neid auf Westdeutsche erinnere ich mich aus meiner Kindheit nicht, in die Teilung Deutschlands war ich wie selbstverständlich hineingeboren; aber ich erinnere Neid auf Nachbarskinder, die Westpakete bekamen. Die DDR war ansonsten eine materiell weitgehend eingeebnete Gesellschaft; für Neid und Missgunst wurde erst nach der Zeitenwende so richtig Platz, als die östlichen Landschaften dann doch nicht so schnell blühten, vermeintlich vor allem die eigenen nicht, und die Angleichung der Gehälter und Lebensverhältnisse auf sich warten ließ.

Eine weitere Folge dieser kargen Jahre für den ostdeutschen Teil ist aber auch ein Mangel im Sinnlichkeitsspektrum, sind kulinarische Leer-

stellen, eine gustatorische Undifferenziertheit. Natürlich hat sich diesbezüglich in 30 Jahren einiges aufholen lassen. Wenn ich nun in Italien aus 30 Sorten Gelati auswählen kann und muss, ist mir inzwischen klar, was ich mag. Aber geprägt bin ich anders: Als Kind wählte ich aus drei Möglichkeiten das Eis mit Waldmeister-Geschmack. In dieser Gesellschaft allgemeiner Knappheiten musste es praktisch zugehen, für Schönheitssinn und Stil war wenig Raum. Kamen Westpakete, wurde an ihnen gerochen. Es gab Personen, die keine D-Mark hatten, aber gelegentlich einen Inter-shop aufsuchten, um den Duft westlicher Waren zu beschnuppern.

Mein ostdeutscher Teil ist zeitweise sehr dankbar für heutige ästhetische und kulinarische Privilegien und weiß sie als nicht selbstverständlich wertzuschätzen. Ich beobachte jedoch auch Ostdeutsche, die die sinnlichkeitserweiternden Chancen wenig genutzt haben, die stagniert sind in diesbezüglich geringer Differenziertheit oder gar trotzig-triumphal in schäbigen Klamotten herumlaufen; die sich identifiziert zu haben scheinen mit einem früher aufgezwungenen Mangel an ästhetischer Achtsamkeit und sinnlichem Lebensgenuss, was wohl auch zum stärker verbreiteten selbstschädigenden Gesundheitsverhalten in Ostdeutschland passt (Bühning, 2015).

2. Den Alltag durchziehende diktatorische Gewalt und ihre Folgen

a) öffentlich getarntes angstvolles Verstecken eigenen Lebens

Die Bevölkerung mehrheitlich von der kommunistischen Ideologie zu überzeugen war aussichtslos, insbesondere mit dem Juni-Aufstand 1953 war klar: Die Macht von Partei und Regierung beruhte nicht auf Zustimmung, sondern auf Anwesenheit der sowjetischen Besatzung.

Hatte es zunächst noch Versuche gegeben, die Bevölkerung zwangsweise zu erziehen, z. B. nach Westen ausgerichtete Antennen zu demonstrieren, kam es zwischen Partei und Bevölkerung zunehmend zum Deal zwischen Drinnen und Draußen. Mehrheitlich erfolgte an der Türschwel-

le eine Grenzüberschreitung, stand dort imaginativ geschrieben: »Hier endet die Deutsche Demokratische Republik«. Herrschte hier privater Freiraum, so dagegen draußen verpflichtende Zustimmung zum Sozialismus und »Aufbau des Kommunismus«, der »höchsten Stufe menschlicher Gesellschaftsformationen« entsprechend der jeweiligen Parteilinie, die zwar den Moskauer Vorgaben folgte, mit diesem »Blick nach vorn« aber zugleich den »Blick nach hinten« zur nationalsozialistischen (Mit-)täterschaft² zu verdrängen half.

Ziel war nicht die Orwellsche Gedankenüberwachung, sondern öffentliche Unterwerfung. Diese zu demonstrierende Demütigung wurde tausendfach zelebriert und mit einer den Alltag durchziehenden, mehr oder weniger subtilen Staatsgewalt durchgesetzt: bei Fahnenappellen, in Schulaufsätzen und Gedichtinterpretationen, mit der Teilnahme am sogenannten »Parteilehrjahr für jedermann« in Fabriken, Behörden, Kliniken. Solche nach außen gerichteten Zustimmungen wurde erzwungen, indem hiervon nicht nur besondere Karriere- sondern normale Entwicklungsschritte abhingen, insbesondere die Zulassung zu Abitur und Studium und damit zum Zugang zu einem intellektuell befriedigenden Berufsalltag. Schwerere Abweichungen wurden geahndet, wer beispielsweise den Wehrdienst verweigerte, kam ins Gefängnis und war dann als vorbestrafte/r Systemabweichler/in ohnehin im Abseits.

In den privaten Nischen dagegen wurden dissidente Diskurse geduldet, solange nicht der Verdacht bestand, dass von ihnen Aktivitäten ausgehen könnten, die den homogenen öffentlichen Raum angreifen würden. Um dies zu gewährleisten, gab es die Überwachung durch die »Schild und Schwert der Partei« genannte Stasi und die tatsächlich so genannte »Klassenjustiz«. Natürlich erfolgte Einschüchterung auch darüber, dass es das »Gelbe Elend« in Bautzen gab und »Hohenschönhausen« und über Erzählungen und Gerüchte, wie jemand von dort zurückgekehrt sei. Doch die Rede ist hier nicht von den schweren Traumatisierungen Ostdeutscher, nicht von psychischer Folter, Zersetzungsoffern, von den 300.000 politischen Häftlingen in 40 Jahren DDR (Freyberger et al., 2019; Frommer, 2002; Maercker et al., 2013). Oder den 230.000 Inhaftierten, die in den 50er Jahren mit Schweigegebot aus sowjetischen

Straflagern zurückkehrten und deren Leid erst nach 1990 Sprache finden durfte (Ochs, 2006). Gemeint ist die ganz normale, den Alltag durchziehende Gewalt. Denn um die parteikonforme Öffentlichkeit von Abweichungen »sauber« zu halten, reichten Selbstzensur und das Wissen um folgenreiche Behinderungen meist aus.

Diese Akzeptanz eines Lebens in zwei Parallelwelten, sich öffentlich anzupassen und zu unterwerfen, hatte somit die Funktion, möglichst keinen Anlass zu bieten, den privaten Spielraum zu gefährden und die Ohnmachtserfahrung zu begrenzen. Typisch für den ostdeutschen Teil ist insofern das angstvolle Verstecken nicht-konformer Impulse, das Einüben des Lebens in einer doppelten Welt. Meine früheste diesbezügliche Erinnerung geht auf mein siebentes Lebensjahr zurück. Mein Vater wurde vorgeladen, weil ich vor der Haustür die aus dem Westfernsehen aufgeschnappte Melodie der »Sarotti-Mohr«-Werbung vor mich hin geträllert hatte. Damals erhielt ich von meinem Vater den ersten eigentlichen Staatsbürgerkundeunterricht: Dass es ein Drinnen gibt und ein Draußen. Und dass dort jeweils verschiedene Gesetze gelten. Und dass für mich draußen zu gelten habe, dass unsere Fernsehuhren rund sind, auch wenn sie auf dem häuslichen Bildschirm eckig aussah. Eine Frage übrigens, die uns dann in der zweiten Klasse von unserer allseits beliebten Lehrerin so gestellt wurde. 26 Jahre später war mein Sohn sieben Jahre alt, es war der 1. Mai 1989 und wir putzten im Garten gemeinsam unsere Fahrräder. Mein Sohn fragte mich, wieso wir nicht auch demonstrieren gingen. Ich erinnere, wie es mir spontan entfuhr: »Wir demonstrieren erst, wenn es sich lohnt.« Natürlich konnte ich nicht wissen, dass es wenige Monate später so kommen würde, aber es lag etwas in der Luft, es gab kursierende illegal gedruckte Zeitungen, der Angst-Pegel hatte sich verschoben, auch das demonstrative Bekenntnis des Egon Krenz zum Massaker von Peking am 4. Juni 1989 konnte die nahende Revolution nicht mehr aufhalten.

In diesem dazwischenliegenden Vierteljahrhundert jedoch habe ich mich mehr oder weniger in der Selbstverständlichkeit einer doppelten Realität aufgehalten. In der Öffentlichkeit vorsichtig zu sein und Staatskritisches allenfalls so zu formulieren, dass es auch anders gemeint gewe-

sen sein konnte – das hatte auch einen Hauch von intellektuellem Sport. Dessen Nähe zum Anankastischen wurde mir kürzlich noch einmal deutlich, als einer meiner so strukturierten Patienten sich so beschrieb: »Vage bleiben, nichts sagen, was mich in Bedrängnis bringen könnte.« Denn wer seine/ihre Impulse nicht unter Kontrolle hatte, dem konnte sein/ihr Lebensweg ernsthaft verbaut werden. Als ein Mitschüler einer Parallelklasse angetrunken in nächtlicher Stunde das Deutschlandlied sang, war es mit seinem Abitur vorbei. In meiner Stasi-Akte fand ich aus der Studienzeit diesen Eintrag: »Der B. wird von seinen Kommilitonen Ulli gerufen... Er hält ständigen Kontakt zu... über den Inhalt der Gespräche ist der IM nicht informiert, da das Gespräch im Beisein anderer Kommilitonen abgebrochen wird.« Gewohnt auszuweichen, nicht klar Position zu beziehen, nicht zu viel zu sagen und nicht zu offen zu sein, hatte auch nach der Zeitenwende etwas fast Reflexartiges. Ich erinnere die Verwunderung meiner westdeutschen Frau darüber, dass ich auf harmlose Fragen Dritter mitunter ganz unnötig eine indifferente Antwort gab.

Einschüchterung und funktionales Misstrauen sind lange Vergangenheit, aber der ostdeutsche Teil hat etwas abbekommen an Spontanitätsmangel, vorsichtiger Selbstkontrolle im öffentlichen Raum, auch wenn er inzwischen freimütiger geworden ist. Mit meinen Brüdern traf ich mich kürzlich in unserer Geburtsstadt. Wir gingen am Elbufer entlang, vor fünf Jahrzehnten hatte ich hier gerudert. Ich war beeindruckt vom Freizeitwert dieses Ufers heute, aber besonders von den Eingravierungen in den Planken der Hubbrücke: In dieser Stadt, in der ich bis Mitte der 70er lebte – erst ein Jahrzehnt später, in der Gorbatschow-Zeit, änderte sich das allmählich, was die Revolution vorbereiten half –, habe ich echtes Leben nur hinter Türschwellen in Erinnerung, alles Öffentliche war erzwungen. Jetzt war hier vermerkt das Engagement von Bürger/innen, die ehrenamtlich oder in anderer Weise eine Spur hinterlassen haben im öffentlichen Raum.

b) Schicksale der Aggression

Damit hatten viele Ostdeutsche nach dem Umbruch ein Unbehagen: Sich mit Nachdruck einzubringen in die Gesellschaft, insbesondere politische Macht war diskreditiert. Der/die typische DDRler/in hatte öffentlich möglichst unsichtbar in der Nische von Kirche bis Kleingarten gesessen, abgewartet, heimlich über »die da oben« gemeckert. Und öffentlich geschwiegen – verbissen, wenn es darauf ankam. Das mag manche/n westdeutsche/n Chef/in später in ohnmächtig-hilflose Wut versetzt haben, das abwartende Schweigen, die undurchschaubaren Gesichter, jeder Macht gegenüber einsetzbar, lange eingeübt. Oder statt zu fragen, abzuwarten, auf »Anweisungen« zu warten. Nur keine eigene Position beziehen. Wer initiativ ist, könnte belangt werden.

Eigene Positionen zu formulieren und eine konstruktiv-aggressive Auseinandersetzungsfähigkeit zu entwickeln ist ein Thema vieler Phasen, hängt aber insbesondere mit pubertären Prägungen zusammen. Denn neben anderem ist die Pubertät üblicherweise auch eine Zeit aggressiver Abgrenzung gegenüber elterlicher Macht und Einflussnahme.

Die Pubertät meiner Kinder fand schon in der neuen Zeit statt. Mich als Vater Grenzen austestend herauszufordern oder durch kontraphobische Aktionen zu besorgen, kam vor. Meine eigene Pubertät Ende der 60er Jahre erinnere ich harmloser. Vermutlich habe ich gespürt, dass mein Vater – ohnehin zu den Männern gehörend, deren gesamtes drittes Lebensjahrzehnt von Krieg und Gefangenschaft geprägt war und die mehr oder weniger traumatisiert und geschwächt durch ihr weiteres Leben gingen – schwach war gegenüber dem übermächtigen »Vater Staat«: Dass er nicht ödipal besiegt werden darf, weil er ein Entmächter, Gedemütigter ist, einer, der seine Meinung öffentlich ebenso verstecken muss wie ich. So fand das eigentliche, aber recht kontrollierte Aufbegehren mehr gegen diesen »Vater Staat« statt, der sich provozieren ließ mit Jeans, Sonnenbrillen, westlicher Musik. Anders als im Westen in den späten 60ern war also nicht die Konfrontation mit den Vätern typisch, sondern ein abgemilderter Angriff bzw. im Gegenteil eine Solidarisierung und Identifikation gegen den gleichen Gegner: Als die Bevölkerung 1968

aufgefordert war, über die neue sozialistische Verfassung abzustimmen, die die von 1949 ablöste, klingelte ich – ich war dreizehn – mit anderen Jungs an fremden Häusern und rief schon wieder wegläufend in die Hausflure: »Stimmt mit Nein!«. Noch tollkühner hatten wir Jahre zuvor Nagelbretter auf die Landsbergstraße gelegt und voller Spannung beobachtet, ob diese die ihrer Kaserne zurollende Russen-Kolonnie aufhalten würden. Man kann diese Beispiele kindlicher Aggression als eine von den Eltern delegierte gegen die staatliche Macht verstehen. Dieses spezifische Pubertätsverhältnis hat sich übrigens in den 90ern oftmals fortgesetzt: Viele ostdeutsche Eltern wurden von ihren Kindern in der neuen Gesellschaft als schwach erlebt. Viele waren arbeitslos und fühlten sich degradiert, nur ein Drittel hatte im gleichen Beruf tätig bleiben können. Parentifizierungen und die Delegation von Aggression setzten sich fort.

Mit fortschreitendem Alter wurde der Ausdruck der Aggression gegen den einengenden Staat raffinierter und verschlagener. Im Grunde aber herrschte kontrollierte Aggressionsunterdrückung. Jahrelang aufgestaut aus Anpassungs-, Demütigungs- und Ohnmachtserfahrungen führte sie zum Hass. Ein befreundeter Kommilitone hatte unter seinem Schreibtisch einen Zeitungsausschnitt mit der Ablichtung des Politbüros kleben. Den nannte er sein persönliches Hass-Bild, vor dem er immer mal seinen Affektstau abbauen würde.

Subtiler erlebte ich es bei Oberarzt D. Als ich während meiner Facharztausbildung in seine Abteilung wechselte, bat er mich in sein Zimmer und holte eine Zeitungsseite mit den Abbildungen der Politbüromitglieder hervor, wie sie nach der 1. Tagung des ZK nach dem X. Parteitag bestimmt worden und ganzseitig dort abgelichtet waren. Die bereits Verstorbenen hatte er durchgestrichen, ebenfalls die inzwischen in Ungnade gefallen Ausgeschiedenen. »Und der«, meinte er, auf ein Gesicht zeigend, »wird auch bald kippen.« Er faltete die leicht angegilbte Seite des »ND« wieder zusammen, legte sie in seinen Schreibtisch – und ich konnte nach dieser Initiation meine Arbeit auf der Kinder- und Jugendstation der Universitätsnervenklinik Halle beginnen. Das hat Nähe zum Witz als Aggressionsventil in Ohnmachtssituationen, wie überhaupt die Witzkultur in der DDR sehr ausgeprägt war.

Aufgestauter Hass, der sich in den letzten Jahren in Gesichtern und Äußerungsformen bei Pegida-Veranstaltungen u. ä. mit umgeleiteter Zielscheibe zu erkennen gibt, wurde mir stark spürbar, als wir in einer Psychodrama-Ausbildungsgruppe 1990 in Leipzig symbolisch am Grabe der DDR standen und unsere persönlichen »Leichenreden« hielten. Meine westdeutschen Ausbilder wollten mir einreden, dass mein kraftvoll zum Ausdruck gebrachter DDR-Hass eine Verschiebung sei und eigentlich meinem Vater gelte. Ein treffendes Beispiel eines Ost-West-Missverstehens.

Hass und Wut sind in der Revolution nicht ausgetragen worden. Niemand landete an der Laterne. Zu Rache kam es typischerweise nicht. Und später selten zu einer rechtsstaatlich-juristische Aufarbeitung. Opfer und Täter/innen begegneten sich sprachlos, bis heute hat es keine nennenswerten Auseinandersetzungen zwischen den Ostdeutschen gegeben.

Ein Patient aus Frankfurt erzählte mir, er könne, wenn er seine Eltern in einem kleinen Ort in Mecklenburg besuche, das Haus nicht verlassen. Er hätte Angst, jemanden von denen zu treffen, die ihn gedemütigt hatten, nachdem er einen Ausreiseantrag gestellt hatte. Er könne dann nicht für sich garantieren. Einer meiner Freunde beschloss 1972 vor seinem Abitur, den Dienst an der Waffe zu verweigern. Sein Vater war aus dem Krieg aufgrund einer Verschüttung erblindet heimgekehrt. Eine generelle Wehrdienstverweigerung war strafrechtlich verboten, aber es gab seit 1964 das geächtete Recht auf waffenlosen Armeedienst als Bausoldat. Eine Klassenversammlung wurde einberufen. Der Parteisekretär und stellvertretende Direktor beschimpfte meinen Freund, er würde »die ewige Wahrheit des Marxismus-Leninismus leugnen, die Marx, Engels und Lenin ein für alle Mal bewiesen« hätten, betitelte ihn als »Natter an der Brust des Sozialismus« und »Kuckucksei im Nest der Arbeiterklasse«. Was aus heutigem Abstand belustigen mag, war damals alles andere als das, denn es folgte eine Verurteilung zur »Bewährung in der Produktion«, denen alle Mitschüler/innen zuzustimmen hatten. Nachdem er selbst seine Studienmöglichkeit geopfert hatte, war nun den Mitschüler/innen angedroht worden, auch ihnen würde der Entzug der Studierlaubnis drohen, wenn sie sich nicht klassenbewusst äußern würden. Es

kam zum jämmerlichen Tribunal und ritualisiert vorgetragene Verurteilungen seines »treulosen Verhaltens gegenüber der sozialistischen Gesellschaft« und »Verrats an der Arbeiterklasse« – zwei Mitschülerinnen entzogen sich dem durch eine Krankschreibung, ein Mitschüler fand den Mut zum Widerspruch. So wie in dieser Schulklasse war überall all das konkret nah beieinander: Opfer-Trauma, Mitläufer/innen-Scham, Täter/innen-Schuld, um diese hochkomplexen Sachverhalte nur anzudeuten. Bis heute meist verdrängt, wie auch hier: Bei einem kürzlich stattgefundenen Klassentreffen darauf angesprochen, war dieses Ereignis den meisten nicht erinnerlich.

Wenn jahrzehntelang immer wieder die ja durchaus real vorhandenen Konflikte zwischen Ost- und Westdeutschen zum Thema wurden, wurde genau das unterschlagen: Dass die Ostdeutschen ihre alten Konflikte untereinander kaum ansprechen, verhandeln oder gar bewältigen. Und stattdessen oftmals Westdeutsche so behandelten, als wären sie nicht die neuen Mitbürger/innen, sondern die Unterdrücker/innen von früher: Ost-Ost-Konflikte wurden mit West-Ost-Konflikten kaschiert, überlagert, abgewehrt.

c) Verführung, Erpressung, moralische Beschädigung

Ein diktatorisches System versucht auch zu locken. Z. B. mit Privilegien für Leistungssportler/innen, die gedopt die Überlegenheit des Sozialismus durch Medaillengewinne bezeugen sollten (Geipel, 2001). Frühzeitig wurde gescreent, unser Sohn war mit sechs Jahren für Wasserspringen und Turnen vorgesehen.



Verführung, viel häufiger als Erpressung, gab es auch zur inoffiziellen Mitarbeit bei der Staatsicherheit (Kerz-Rühling & Plänklers, 2004). Mir ist an dieser Stelle wichtig, das Thema der Graduierung von Kollaboration anzusprechen. Viele Ostdeutsche setzten ihrer Mitläufer/innenschaft eine innere Grenze, traten nicht in SED oder eine Blockpartei ein, erklärten sich nicht bereit, bei den Grenztruppen ihren Wehrdienst zu leisten und lehnten eine Stasi-Mitarbeit ab. Mein Cousin Heiner war Geophysiker und Leiter einer Abteilung, die in der Altmark nach Erdgas suchte. 1983 wurde er deshalb als Geheimnisträger eingestuft und von ihm verlangt, den Kontakt zu seinem in Westberlin lebenden Schwager abzubrechen. Als er das zurückwies, musste er Betrieb und Beruf verlassen und arbeitete seitdem in einer Drogerie.

Es gibt diesen ostdeutschen Teil, der stolz sein kann, die Diktatur moralisch relativ unbeschadet überstanden zu haben. Und dessen Selbstwertgefühl sich auch aus dem Mut nährt, Teil der Selbstbefreiung vom Herbst 89 gewesen zu sein. Aber es gibt natürlich auch den anderen ostdeutschen Teil, der beschämt aus dieser Zeit hervorgeht, moralisch beschädigt durch Verrat, Schuld und ein gekränktes Selbstbild. Seelenhygienisch wäre es wünschenswert gewesen, 1990 einen vormals politisch Inhaftierten wie Vaclav Havel an der politischen Spitze zu sehen, es kam

bundesdeutsches Fachpersonal. Politisch nachvollziehbar konnte es sich im ostdeutschen Teil anfühlen wie eine Fortsetzung von Fremdbestimmung.

3. Mangel an Entwicklungsräumen

a) Frühkindliche Vernachlässigung

Mangelndes Containing, Blockierungen einer Good-enough-mother-Situation, frühkindliche Vernachlässigung und Traumatisierung gibt es schrecklicher Weise überall, zu allen Zeiten, aus unterschiedlichen Gründen (Leuzinger-Bohleber, 2006; Leuzinger-Bohleber & Garlichs, 1993; Negele et al., 2015). In der DDR gab es dies systematisiert – nicht zu allen Zeiten gleich, und es betraf nicht alle kleinen Kinder.

Ich behandelte in Zürich eine Patientin, geb. 1985 in Jena, mit sich wiederholenden depressiven Einbrüchen, in denen sie lange auf dem Sofa lag. Problematisch waren insbesondere morgendliche Antriebsstörungen, durch die sie einen Arbeitsstellenverlust riskierte. Im Verlauf der Behandlung verdichtete sich die Vermutung, dass in solchen Zuständen in ihr ein sehr frühes Bedürfnis nach Versorgung und eigenem Rhythmus aufkam und sie nach ihrem Zeitmaß verlangte. Sie war vom vierten Monat bis zum vierten Lebensjahr in einer Krippe aufgewachsen und wurde nach progressivem Durchstarten bis zum erfolgreichen Studienabschluss in Zürich nun eingeholt von ihrem frühen, regressiven Bedürfnis. In einer Stunde meinte sie, die Deckerinnerung späterer Jahre beschreibend: »Ich habe nicht erfahren, wichtig zu sein: Uns hat man nebenher großgekriegt. Die Wäsche war wichtig, das Kind nicht. Dabei kann doch die Wäsche warten und nicht das Kind.«

Die DDR-Kinderkrippen waren eine Ganztageseinrichtung, in denen sich Ein- bis Dreijährige oft vom frühen Morgen bis zum Abend aufhielten, manche von vier Monaten an, und es gab Wochenkrippen (Kerz-Rühling et al., 2010). Wir müssen von zahlreichen frühen Trennungstraumatisierungen sprechen, zumal aufgrund des Personalschlüssels die Betreuer/innen kaum in der Lage waren, die uns heute aus Bindungstheo-

rie und Psychoanalyse selbstverständlichen kleinkindgerechten emotionalen Abstimmungsvorgänge zu ermöglichen (s. eine psychoanalytische Fallbeschreibung in Plänklers et al., 2005). In diesen Krippen, deren offizielle Pädagogik denn auch vorwiegend fertigkeitenorientiert war, verbanden sich ein Mangel an Personal mit einem Empathiemangel in der Gesellschaft für frühkindliche Bedürfnisse. Bekanntlich hat dieser Empathiemangel gravierende Vorläufer, wie er insbesondere in dem Bestseller der leider wohl erfolgreichsten deutschen Ratgeberautorin Johanna Haarer, *Die deutsche Mutter und ihre erstes Kind* (Chamberlain, 1997) zum Ausdruck kommt. Sie empfahl beispielsweise, das Kind so zu halten, dass ein weiter Blickabstand entsteht, um einen intensiven Blickkontakt zu verhindern oder auch, beim Schreien des Kindes, »hart« zu werden, »es nur ja nicht aus dem Bett herauszunehmen, es zu tragen, zu wiegen [...] es auf dem Schoß zu halten, es gar zu stillen.«

Es wäre ein eigenes Thema, den Nachwirkungen dieser Einstellungen jenseits der nationalsozialistischen Mütterschulkurse nachzugehen. Das Buch selbst wurde in der sowjetischen Besatzungszone verboten und blieb – bereinigt von der braunen Tünche – in der Bundesrepublik mit zahlreichen Neuauflagen populär. Dort formulierte Grundeinstellungen sind bis in die 80er in vielen Publikationen nachweisbar, erst danach setzte sich die Haltung der aus den USA kommende Bindungstheorie in der deutschen Öffentlichkeit durch.

Die Krippen-Situation in der DDR veränderte sich in den Jahrzehnten sehr. Als ich geboren wurde, war nicht einmal jedes 10. Kind in einer Krippe. Meine Mutter gebar nach mir in kurzen Abständen noch zwei weitere Söhne und betreute uns zu Hause, bis mein jüngster Bruder in die dritte Klasse kam. Dann arbeitete sie wieder in ihrem Beruf als Krankenschwester, halbtags. In der Nachbarschaft war dies ähnlich, so dass wir dort unsere Spielkamerad/innen fanden, ein Familienmodell, wie es im Westen häufiger erhalten blieb.

In der ersten Hälfte der 70er Jahre ging bereits ein Drittel aller Kinder in eine Krippe. Damals begann ich in Halle mein Medizinstudium und hörte bei Prof. Freye Biologie für Mediziner, Genetik, Blutgruppen usw. Aber er lehrte auch zu frühkindlicher Prägung, den Entenversuchen von

Konrad Lorenz und zum Prinzip des self-demand-feeding. Unter uns gab es bereits junge Eltern, denen er Diplomarbeiten vergab, die Veränderung des selbst gewählten Stillrhythmus beim eigenen Säugling zu erforschen.

Dank solcher Persönlichkeiten wie Prof. Freye wurde die Familiengesetzgebung einerseits kinderfreundlicher – ab 1986 konnte das bezahlte »Babyjahr« bereits beim ersten Kind in Anspruch genommen werden – andererseits wurden jenseits des ersten Lebensjahres immer mehr Kinder in eine Krippe gegeben, Mitte der achtziger Jahre waren es acht von zehn.

Als meine damalige Frau und ich 1981 Eltern wurden, war es in einzelnen Klinken inzwischen möglich, als Vater bei der Geburt dabei zu sein. Mit dem veränderten Zeitgeist waren auch wir uns im Klaren, was unser Kind brauchte. Als mit 15 Monaten die Frage der Fremdbetreuung anstand, war für uns deshalb eine übliche Krippe schon aufgrund des Betreuungsschlüssels unakzeptabel. Wir suchten und fanden für unseren Sohn eine drei Kinder betreuende Kinderfrau und eine solche Lösung später auch für unsere Tochter.

b) Mangel an emotionalen und Diskursräumen

Auch jenseits der Kleinkindzeit hat sich die Eltern-Kind-Beziehung in den letzten Jahrzehnten erheblich verändert. Zu meiner Kindheit war ein autoritäres, normatives Erziehungsverhältnis in ganz Deutschland üblich. Altdeutsche und nationalsozialistische Erziehungsideale mit ihrer Abwertung von Gefühlen lebten fort in Ost und West. Im Westen gab es die im Osten abgeschaffte Prügelstrafe teilweise bis in die 60er, im Osten ließen Fahnenappell und Aufmärsche Kinder in der Masse verschwinden. Wesentlich hat sich das im Westen über die Peergroups von den 60er Jahren an geändert, über den Umweg antiautoritärer Übertreibungen hin zu einem Respekt zwischen den Generationen und Geschlechtern, so dass in unserer liberalen Gesellschaft mittlerweile Aushandlungsprozesse dominieren.

Die Atmosphäre für einen offenen Peergroup-bezogenen Diskurs war in der DDR kaum vorhanden. In den Jugendorganisationen herrschte

hierarchisches Denken, vorgegebene von oben nach unten zu vermittelnde ideologische Meinungen. Der Sport war meist extrem leistungsbezogen, in der Schulklasse kein freies Reden möglich, auch dort gab es die Stasi, etwa 10.000 Schüler waren Inoffizielle Mitarbeiter – mich selbst hatte man in der 10. Klasse anzuwerben versucht (Bahrke, 2010). Der einzig bedeutsame Diskursraum existierte – wenn auch nicht völlig ideologiefrei – unter dem Dach der Kirchen. Folgerichtig ging dann von dortigen Gruppen die revolutionäre Bewegung aus.

Aber wie das ähnlich in der 68er Student/innenbewegung oder bei den basisdemokratischen Grünen zunächst der Fall war, ging es auch in diesen Gruppen oft autoritär zu. Ein Kollege aus der Dissidentenszene, dem man »Wanzen« in seiner Wohnung eingebaut hatte, erzählte mir, er sei beim Lesen seiner Stasi-Abhörprotokolle am meisten davon erschüttert gewesen, wie autoritär er damals mit seinen Kindern geredet hätte.

Demokratiefähig zu werden, respektvoll einander zuzuhören und wirklich zu verinnerlichen, lediglich ein Teil der Wahrheit zu sein und so in ein Aushandlungsgeschehen einzutreten – das ist ein langer Prozess. Es hat auch im Westen Zeit gebraucht, bis die von den Amerikanern verordnete Demokratie sich zu verinnerlichen begann. Wie dominant ging es noch zu in Werner Höfers Internationalem Frühschoppen. Wie apodiktisch sprach Günter Grass. Doch das Autoritäre wurde zurückgedrängt, insbesondere auch mit der Psychiatrie- und Justizreform der 70er Jahre. Nicht mehr Unterdrückung des »Bösen« und Strafe standen auf der Agenda, sondern Wiedereingliederung und Integration.

Zu sagen: Meine Erfahrungen haben mich das so sehen gelehrt – wie geht es dir damit, lass mich hören? Diese Haltung braucht immer wieder Reflexion und Selbstbeschränkung. Die Schweizer üben sich darin nun schon seit 172 Jahren, die Westdeutschen haben den Ostdeutschen gegenüber vier Jahrzehnte Vorsprung. So ist der ostdeutsche Teil aufgrund von weniger Diskurserfahrungen noch stärker im Autoritären verhaftet.

c) Mangel an »Weltanschauung« und biografischen Spielräumen

Meine im Osten aufgewachsene Generation hat viel von »Weltanschauung« gehört, sich in Kindheit und Jugend tatsächlich aber nur einen östlichen Teil der Welt anschauen können.

Als ich meine erste Tramptour nach Bulgarien beginnen wollte, wurde ich in Zinnwald gestoppt und 24 Stunden mit dem Verdacht auf § 213 eingesperrt. Da ich einen Studienplatz hatte, nahm man mir ab, dass ich keine »Republikflucht« plante. So konnte ich bis nach Melnik gelangen, kurz vor Griechenland. Zu dessen antiken Stätten kam ich dann allerdings erst 1991. Immerhin konnte ich Ende der 70er Jahre – illegal ein Transit-Visa durch die Sowjetunion nutzend – in Armenien einen griechischen Tempel betrachten und in Usbekistan den Spuren islamischer Kultur folgen. Bis zum Alter von 35 Jahren bin ich jedoch nie in einem französisch- oder englischsprachigen Land gewesen. Das damit verbundene Sprachdefizit hängt mir betrüblich an.

In der Jugend andere Sprachräume betreten zu können ist aber nur eine mir verwehrtete Entwicklungschance dieser Zeit. Selbst wenn jemand das von ihm/ihr Gewünschte studieren konnte, weil es der staatlichen Planung entsprach, war die Reglementierung beträchtlich. Einer meiner früheren Klassenkameraden fingierte eine Heirat, um in den gewünschten Studienort zu wechseln. Besonders einschränkend erlebe ich im Vergleich zu heutigen Möglichkeiten Adoleszenter, dass keine Räume des Ausprobierens zugelassen wurden: Praktika, ein soziales oder künstlerisches Jahr, Projekt-Engagements in einem anderen Land oder im Rahmen des Europäischen Solidaritätskorps u. s. w. Viel spricht für Adoleszenz-Theorien, die in diesem Lebensabschnitt – bereits bei Erikson (1973) mit Identitätsfindung verbunden – eine »zweite Chance« für eine schöpferische Lösung infantiler Konflikte sehen (Blos, 2015). Räume für eine solche ausprobierende Erkundung und Orientierungssuche, wer man jenseits der Herkunft ist und werden möchte – das fehlte schmerzhaft. Vorgegeben waren genaue zeitliche Abläufe für Lehre und Studium. Außerhalb von Ausbildung oder Arbeit galt man als asozial, was in der

DDR unter § 249 Straftatbestand war. Eine Wohnung bekam man verheiratet mit Kind – also war man früh, im Durchschnitt mit 24 Jahren verheiratet, hatte früh Kinder. Es fehlte an Räumen des Sich-Ausprobierens für das Konflikt- und Innovationspotential, aber auch für Regressionsbedürfnisse der adoleszenten Entwicklungsphase.

Es hat mich Westdeutschen gegenüber wütend gemacht, wenn sie den gravierenden sozialpolitischen Umbruch auf den »Fall der Mauer« einengten, diesen zudem als ein glückliches Ende der Reisebeschränkungen ansahen und die gemeinsame Freude betonten, sich doch nun wieder ungehindert begegnen zu können. Eine solche Sichtweise verleugnet, dass die Mauer in erster Linie kein Reisehindernis war, sondern eine großzünftig gefasste Gefängnismauer hinter der vor allem das stattfand: Einschüchterung und Mangel an phasenspezifischen Entwicklungschancen – eine multifaktoriell bedingte Behinderung von Selbstfindung.

Der ostdeutsche Teil in der Gegenwart

Wie an einigen Stellen bereits angemerkt, lebt der von DDR-Erfahrungen geprägte ostdeutsche Teil fort, mehr oder weniger durch Reflexion und Überschreibungen modifiziert, relativiert und integriert oder aber auch ausgelöst durch Erfahrungen nach der Wiedervereinigung aufrechterhalten, verstärkt oder gar noch gruppenspezifisch affektiv aufgeladen. Wirksam bleibt er zudem mittels transgenerationeller Weitergabe. Im öffentlichen Diskurs wird der ostdeutsche Teil oftmals nicht klar unterschieden von der sozialpsychologischen Situation in den ostdeutschen Bundesländern: Zwar wird die dortige Situation aufgrund der Häufigkeit von dort lebenden Ostdeutschen von diesem ostdeutschen Teil stark mitbestimmt. Darüber hinaus aber ist bei der Bewertung politisch-gesellschaftlicher Entwicklungen zu berücksichtigen, dass hier auch ökonomische, demografische und politische Faktoren der Gegenwart und der Zeit seit der Wiedervereinigung in großgruppendynamischen Prozessen wirksam werden – und all diese wiederum beeinflusst sind von den untergründig weiterwirkenden Prägungen aus Traumata und Verstrickungen in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts.

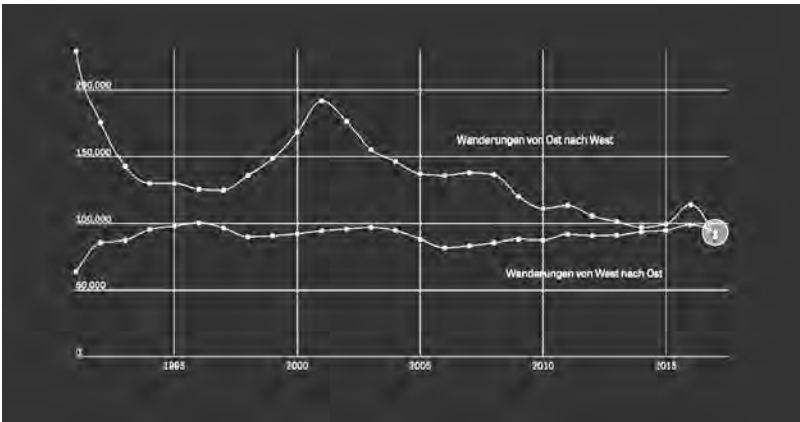
Abschließend einige Bemerkungen und Hypothesen zu Aspekten, in denen sich der ostdeutsche Teil m. E. gegenwärtig zeigt und in das politisch-gesellschaftliche Geschehen hineinwirkt.

1. Versorgungsneid. Der ökonomische Unterschied ist weiterhin gravierend. Die Ostdeutschen kamen in aller Regel ohne nennenswertes Vermögen aus der DDR in die BRD. Die Angleichung von Gehalts- und Rentenstruktur ist ein sich prolongierender Prozess. Zudem liegt die Wirtschaftskraft je Einwohner/in derzeit noch ein Viertel unter dem Niveau der alten Länder. Das Erleben des materiellen Zu-kurz-gekommen-seins gegenüber Westdeutschen aus DDR-Zeiten setzt sich bei vielen gefühlt selbst dann fort, wenn die persönliche materielle Situation als zufriedenstellend beschrieben wird.

Die materiell eingebnete Situation zu DDR-Zeiten gab wenig Anlass zu Neid und Missgunst. Das änderte sich in den 90ern rasch: Während relativ zum Bevölkerungsdurchschnitt viele materiell stagnierten bzw. durch Langzeitarbeitslosigkeit materiell abstürzten, schafften es andere zu Wohlstand oder gar Luxus. So wie ihn viele zugereiste Westdeutsche nun vor der Haustür schon mitbrachten. Andererseits war die alte DDR-Versorgungssicherheit auf Grundniveau verloren. Mag der Neid auf die, die es aus den eigenen Reihen in der neuen Zeit schafften, auf Wessis und auf die gen Westen aufbrechende Jugend und andere Fortgegangene die Vorarbeit geleistet haben, massiv brach sich der Neid in Form von Ablehnung Bahn gegenüber den nach Deutschland gekommenen Geflüchteten. Die halb unbewusste Phantasie könnte so formuliert werden: »Diese von »Mutti« adoptierten Stiefgeschwister kommen einfach daher und nehmen »uns« alles weg. Unsere Eltern und wir hatten es schwer, mussten auch Krieg, Flucht und Vertreibung durchstehen, mussten nach 1990 wieder neu Fuß fassen, um einigermaßen mitzukommen – und »die«, die kommen und kriegen alles umsonst.« Diese Phantasie fand beispielsweise Ausdruck in dem Spruch: »Integriert doch erst mal uns« – eine empfundene Konkurrenz um einen Versorgungsanspruch bis hin zu dem eines Opferstatus.

Demagogen griffen in ostdeutschen Wahlkämpfen 2019 mit der Parole »Wende 2.0« solche frustrierten Versorgungsansprüche auf, als dürfte man sich von der demokratisch verfassten Gesellschaft deshalb betrogen fühlen, weil »der Staat« einen solchen nicht einlöst. Hierbei wird eine aus DDR-Zeiten weiterwirkende autoritative Haltung angesprochen, nach der »die da oben« für das eigene Wohl verantwortlich seien, statt zu akzeptieren, dass die Kehrseite der freiheitlichen Demokratie die Selbstwahrnehmung der eigenen Interessen ist, sich nur an den Grenzen des Gesetzes stoßend.

2. Verlassenheitsschmerz. Demographisch schrumpfte die Einwohner/innenzahl in den ostdeutschen Bundesländern in den letzten drei Jahrzehnten um etwa 11 Prozent.



aus Bangel et al., 2019

Die durch den Mauerbau 1961 gestoppte Wanderungsbewegung setzte nach deren »Fall« wieder ein: 1989/90 verließen rund 800.000 Menschen den Osten, viele, weil sie die drohende Arbeitslosigkeit durch Betriebsschließungen antizipierten. Um die Jahrtausendwende kam es zu einer weiteren größeren Abwanderungswelle, vor allem von jungen, gut ausgebildeten Frauen. Dies veränderte regional dramatisch die Altersver-

teilung und die Verschiebung des Geschlechterverhältnisses: In Mecklenburg-Vorpommern kommen derzeit auf 100 Männer 81 Frauen, was die Bildung männerbündnerisch-rechtsgerichteter Gruppierungen miterklärt.

»Die Jugend geht weg«, hört man resignativ in den kleineren Orten. Tatsächlich ist das Durchschnittsalter in den neuen Bundesländern von 37 Jahren 1989 auf heute fast 50 Jahre gestiegen. Was der dort lebende ostdeutsche Teil aus DDR-Zeiten somit wiedererleben kann, ist das Verlassen-werden, sich nicht nur materiell abgehängt, sondern mitmenschlich zurückgelassen zu fühlen. Dass dies – erneut »Der Dusslige Rest« zu sein – neben den Erfahrungen von Langzeitarbeitslosigkeit oder beruflichem Abstieg in den 90ern (»entwertete Biografien«) die Selbstachtung angreift und zu einer Fragilität der Identität führen kann, liegt auf der Hand. Krastev & Holmes (2019) vertreten die plausible These, dass sich die zuwanderungsfeindliche Haltung in osteuropäischen Regionen, in denen es tatsächlich gar keine Immigrant/innen gibt, aus demografischen Ängsten aufgrund der katastrophalen Entvölkerung erklärt: Schmerz, Trauer und Wut über die Abwanderung würden in eine Abneigung gegen die Zuwanderung Fremder verkehrt, gleichsam in einen Protest dagegen, dass die Zuwanderung von Fremden ja die verlorenen Menschen nicht ersetzen kann.

3. Traumaabwehr. Die Xenophobie in den ostdeutschen Bundesländern hat neben dem mehr oder weniger bewussten bzw. abgewehrten Versorgungs-Neid und Verlassenheitsschmerz weitere Gründe, wie den mangelnder Erfahrungen eines Zusammenlebens mit Migrant/innen in der DDR und den eines weiterwirkenden Rassismus aus der Nazizeit. Zudem könnte eine Trauma-Abwehr mitschwingen: Die Geflüchteten sind in aller Regel Traumatisierte, die an eigene Traumata erinnern könnten. Schlepper gab es auch von Ost nach West, geflüchtete Ertrunkene in der Ostsee. Nun kommen Geflohene, während »wir« damals hinter der Mauer nicht haben fliehen können. Im Kontakt mit den Fremden könnte etwas in Berührung kommen mit Schmerzlichem aus ferner Kriegs- und dann doch nicht so ferner DDR-Zeit. Zudem entspringt es einer häufigen Beobachtung, dass nicht bewusste, abgewehrte Traumata in einen Opfer-

stolz verkehrt werden, wie er derzeit in der ostdeutschen Öffentlichkeit teilweise imponiert.

4. Aggression aus verhindertem Leben. Journalist/innen richten Kameras vorzugsweise auf den peinlichsten ostdeutschen Teil: Wutverzerrte Fratzen entgleister Gesichter, pöbelnde Mobs mit Impulskontrollverlust und mit an Politiker/innen adressierte Galgen-Plakaten. Diese unintegrierte Aggression mag teilweise nachtragender Verschiebung entspringen, dem Hass auf die früheren SED-Bonzen für Erfahrungen von Demütigung und Unterwerfung aus einer Zeit, da die Wut nach innen schrie. In den 90ern, als manche der westdeutschen »Aufbauhelfer/innen« sich wie neue Bonzen aufführten, triggerte dies zumeist noch den alten passiven Widerstand versteinert Gesichter – der dann aber auch manche jener Westdeutschen traf, die kooperieren wollten und von Ostdeutschen behandelt wurden wie alte Bonzen: Man ließ sie auflaufen (Freyberger, 2010).

Zu vermuten ist in den gegenwärtigen Hassäußerungen aber auch viel reaktive Wut aus abgewehrtem Selbsthass und Scham über Mitläufer/innentum oder Mittäter/innenschaft bis in die Revolutionszeit hinein. Ich erinnere, dass wir 1989 in Halle wechselweise riefen »Wir sind das Volk« und – die in den Fenstern Lehnenden meinent – »Schließt euch an«. (Zur Erinnerung: Die Montagsdemonstranten waren im Herbst 89 in der *Leipziger Volkszeitung* als Rowdys verunglimpft worden – und sie skandierten am darauffolgenden Montag: »Wir sind keine Rowdys, wir sind das Volk«, was sich dann fortschrieb zu: »Wir sind das Volk«.) Meine Hypothese ist, dass heutige Pegida-Marschierer/innen mit diesem Spruch auf den Lippen damals nicht den Mut dazu hatten. Auch deren Schimpfen über die »Lügenpresse« bekommt vor dem DDR-Hintergrund einen nachtragenden Sinn: Lügenpresse war Normalität³. Nicht zu verwechseln damit, dass es natürlich auch in der DDR ein reiches, kostbares alltägliches Leben gab, hinterließ die Zeit in der Diktatur bei uns allen verhindertes Leben. Das ist nicht zurückholbar und kann nur betrauert werden. Wo Räume und Möglichkeiten zu einer solchen Trauerarbeit nicht bestanden und bestehen, nährt es Groll und Ressentiment. Solche aus Gefühlen von Unterlegenheit, Zurückgesetzsein, Neid und Scham

entstammenden Ressentiments können dann leicht manipulativ funktionalisiert werden, so wenn beispielsweise ein rechter Strategie wie Götz Kubitschek 2016 in Leipzig 15.000 »Lokalpatrioten« zurief: »Das wahre deutsche Volk steht im Osten!« In narzisstische Verführung wird suggeriert: Fühlt euch nicht minderwertig, sondern – als völkische Bürgerbewegung – auserwählt: Ihr im Osten seid nicht die stehengebliebenen Wendeverlierer/innen, sondern die patriotische Elite.

5. Selbstachtung. Es gibt auch den selbstbewussten, mutigen ostdeutschen Teil, der aufgrund seines Widerstands in der Diktaturzeit und seines Beteiligtseins an der erfolgreichen Revolution von 1989 berechtigt stolz auch transgenerationell fortlebt. Insofern es mit diesem inneren Erbe konstruktiv weiterging, hat dieser Teil die eigenen Entwicklungsdefizite aus den grauen DDR-Zeiten, das damals nicht Lebbare, betrauern können, aber auch die solidarischen und andere gute Aspekte – gewissermaßen die Nebenwirkungen aus der Diktaturzeit – dankbar anerkennen können. Dieser ostdeutsche Teil hat Möglichkeiten gefunden, manche Kompetenz nachzuentwickeln und ist zu allererst dankbar für die heutige Freiheit und die Entwicklungschancen, auch wenn sie mehr den Nachwachsenden als ihm selbst zugutekommen – ohne die Probleme der Wiedervereinigungszeit und Gegenwart zu verleugnen. Und er kann aufgrund selbst erlebter Mangel Erfahrungen die bedürftigen Fremden von heute unterstützen und sich gemeinsam mit zugewanderten Westdeutschen in den Städten Mitteldeutschlands gegen fremdenfeindliche Tendenzen positionieren.

Vielleicht sollte man sich viele, viele Gruppensitzungen wünschen, in denen diese ostdeutschen Anteile miteinander in Austausch treten, miteinander reden und fühlen. Stattdessen ist eher mit einem Weiteragieren zu rechnen, bei dem wahlweise Westdeutsche, Geflüchtete, Politiker/innen, Deutsche mit Migrationshintergrund oder auch wieder Jüd/innen zu Prellböcken, Sündenböcken und Hassobjekten werden.

► Anmerkungen

- 1 U. a. bei den Lübecker Psychotherapiewochen 2016 unter dem Titel: »Kindheit und Jugend in der DDR – Folgen für die Gegenwart?«
- 2 den wichtigen Aspekt der spezifischen Nicht-Bewältigung der Nazi-Zeit in der DDR auszuführen kann dieser Beitrag nicht leisten, er sei aber markiert: Der gesellschaftliche Mythos vom »antifaschistischen Staat«, insofern »auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen«, diene auch dem Einzelnen dazu, das Nachdenken über die persönlichen Verstrickungen in schuldhaftes Handeln abzuwehren. Schoah und Antisemitismus wurden in den Schulen kaum behandelt. Verleugnet und »streng geheim« behandelt wurden die etwa 7000 neonazistischen Vorfälle in der DDR (Waibel, 2017).
- 3 Bei den derzeitigen »Lügenpresse«-Rufen kommt die antisemitische Unterstellung hinzu, mächtige geheime Gruppen würden die Medien kontrollieren.

► Literatur

Bahrke, Ulrich (2010). Teilung, Vereinigung und weitere Zumutungen – Reflexionen eines Ostdeutschen im Westen. In Ulrich Bahrke (Hrsg.), »*Denk ich an Deutschland...*« *Sozialpsychologische Reflexionen* (S. 109–125). Frankfurt: Brandes & Apsel.

Bangel, Christian, Blickle, Paul, Erdmann, Elena, Faigle, Philip, Loos, Andreas, Stahnke, Julian, Tröger, Julius & Venohr, Sascha (2019). Die Millionen die gingen. <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2019-05/ost-west-wanderung-abwanderung-ostdeutschland-umzug> (Stand: 01.07.2020).

Blos, Peter (2015). *Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bühning, Petra (2015). 25 Jahre deutsche Einheit: Ostdeutsche leben heute gesünder. *Deutsches Ärzteblatt* 33-34/2015. Online Publikation: <https://www.aerzteblatt.de/archiv/171619/25-Jahre-deutsche-Einheit-Ost-deutsche-leben-heute-gesuender> (Stand: 01.07.2020).

Chamberlain, Sigrid (1997). *Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Erikson, Erik Homburger (1973). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt: Suhrkamp.

Freyberger, Harald Jürgen (2010). Teilung, Vereinigung und weitere Zumutungen – Reflexionen eines Westdeutschen im Osten. In Ulrich Bahrke (Hrsg.),

- »Denk ich an Deutschland...« *Sozialpsychologische Reflexionen* (S. 126–141). Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Freyberger, Harald Jürgen, Maercker, Andreas & Spitzer, Carsten (2019): Traumatische Folgen der DDR-Zeit. In Günter Harry Seidler, Harald Jürgen Freyberger, Heide Glaesmer, & Silke Brigitta Gahleitner (Hrsg.), *Handbuch der Psychotraumatologie* (S. 686–700). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frommer, Jörg (2002). Psychische Störungen durch globale gesellschaftliche Veränderungen. Zur politischen Traumatisierung der Bevölkerung in den neuen Bundesländern. *Fortschritte Der Neurologie Psychiatrie* 70, 418–428.
- Geipel, Ines (2001). *Verlorene Spiele. Journal eines Dopingprozesses*. Berlin: transit Verlag.
- Kerz-Rühling, Ingrid, & Plänklers, Tomas (2004). *Verräter oder Verführte. Eine psychoanalytische Untersuchung Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi*. Berlin: Links Verlag.
- Kerz-Rühling, Ingrid, Misselwitz, Irene, & Völker, Dagmar (2010). Probleme und Chancen frühkindlicher Fremdbetreuung vor dem Hintergrund der Erfahrungen in der DDR. In Ulrich Bahrke (Hrsg.), »Denk ich an Deutschland...« *Sozialpsychologische Reflexionen* (S. 171–198). Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Krastev, Ivan, & Holmes, Stephen (2019). *Das Licht, das erlosch*. Berlin: Ullstein.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne (2006). Kriegskindheiten, ihre lebenslangen Folgen – dargestellt an einigen Beispielen aus der DPV Katamnesestudie. In Hartmut Radebold, Gereon Heuft, & Insa Fooker (Hrsg.), *Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive* (S. 61–82). München: Juventa.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne, & Garlichs, Ariane (1993). *Früherziehung West-Ost. Zukunftserwartungen, Autonomieentwicklung und Beziehungsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen*. Weinheim: Juventa.
- Maercker, Andreas, Gäbler, Ira, O'Neill, Jennifer, Schützwahl, Matthias, & Müller, Mario (2013). Long-term trajectories of PTSD or resilience in former East German political prisoners. *Torture*, 23(1), 15–27.
- Negele, Alexa, Kaufhold, Johannes, Kallenbach, Lisa, & Leuzinger-Bohleber, Marianne (2015). Childhood trauma and its relation to chronic depression in adulthood. *Depression Research and Treatment*, Article ID 65080.
- Ochs, Eva (2006). »Heute kann ich das ja sagen«. *Lagererfahrungen von Insassen sowjetischer Speziallager in der SBZ/DDR*. Köln: Böhlau-Verlag.

Plänklers, Thomas, Bahrke, Ulrich, Baltzer, Monika, Drees, Ludwig, Hiebsch, Gerold, Schmidt, Marion, & Tautz, Dagmar (2005). *Seele und totalitärer Staat. Zur psychischen Erbschaft der DDR*. Gießen: Psychosozial Verlag.

Waibel, Harry (2017). *Die braune Saat. Antisemitismus und Neonazismus in der DDR*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.